

Rechts gegen links

Die „Omagate“-Debatte verläuft spiegelverkehrt

Tom Buhrow hat am Dienstag einen wichtigen Termin. Die Redakteursvertretung des Westdeutschen Rundfunks bittet den Intendanten zum Rapport. Sie macht ihm schwere Vorwürfe. Man sei „fassungslos“, heißt es in einem internen Schreiben, dass der Wellenchef von WDR2 das umstrittene „Umweltsau“-Video löschen ließ und der Intendant „einem offenbar von Rechtsextremen orchestrierten Shitstorm so leicht“ nachgegeben und sich redaktionell distanziert habe. Buhrow sei Redakteuren öffentlich in den Rücken gefallen und habe die „innere Rundfunkfreiheit verletzt“, heißt es.

Stärkeren Tobak kann man dem Letztverantwortlichen eines öffentlich-rechtlichen Senders kaum verabreichen. Die Einschätzung der Redakteure klingt nach einem Grund für die sofortige Kündigung. Womit der Streit um das „Umweltsau“-Video des WDR-Kinderchors eine weitere Eskalationsstufe erreicht. In diesem Streit geht es längst nicht mehr um Urteile über die Qualität der vermeintlichen Satire oder um Satisfreeheit. Es geht um Diskursfreiheit und Macht. Es geht um die Frage, für wen der öffentlich-rechtliche Rundfunk da ist und wie er seinen Auftrag erfüllt. Es geht darum, wer das Sagen und wer das letzte Wort hat – im öffentlichen-rechtlichen Rundfunk und im Netz. Und es geht darum, wer Kritik üben „darf“ und wer nicht.

Dabei erleben wir in dieser Debatte zweierlei: eine brutalstmögliche Zuspitzung und eine Umkehrung der Argumentationsmuster. Bemühen sonst gerne diejenigen von rechts außen die Meinungsfreiheit, die sie bedroht sehen, unter anderem durch ein vermeintliches öffentlich-rechtliches Informationsdiktat, wittert diesmal die linke Blase und Antifa-Phalanx eine Verschwörung gegen die Meinungsfreiheit – von rechten „Trollen“. Auf die, so der Vorwurf, sei Tom Buhrow hereingefallen, vor ihr sei er zurückgewichen.

Unter den Tisch fällt, dass man an dem „Umweltsau“-Video Gefallen finden oder Kritik üben kann, ohne die Systemfrage zu stellen. Darauf hat Tom Buhrow, wie er im „Spiegel“-Interview bekräftigt, reagiert – auf massive Kritik von Zuschauern aller Altersklassen. Dass es eine solche Kritik und Grund gibt, auf sie zu reagieren, wie es der Intendant getan hat, wird von denjenigen, die nur noch von rechter Verschwörung reden, negiert. So geht es also links gegen rechts, rechts gegen links, ganz gleich zu welchem Anlass, dazwischen gibt es nichts mehr, vor allem nicht die „Mitte der Gesellschaft“, von der es gebetsmühlenartig heißt, sie rücke nach rechts. In der sarkastischen Bemerkung eines WDR-Mitarbeiters auf Twitter, der zur Oma, die eine „Umweltsau“ sei, noch die Oma, die „Nazisau“ war, gesellte, drückt sich dieses unterkomplexe Freund-Feind-Denken und Generation-Bashing aus. Kaum gesagt, wurde der WDR-Mitarbeiter von Rechten bedroht, die auf solche Vorlagen nur warten. Den Vorwurf, der Sender respektive der Intendant vernachlässige den Schutz von Mitarbeitern gegen solche Drohungen, wie im Netz berichtet worden war, erhebt die WDR-Redakteursvertretung, wie sie bei Twitter richtigstellte, übrigens nicht. Weiter äußern wollte sie sich auf Anfrage jedoch auch nicht.

Die Redakteure wären gut beraten, wenn sie die von manchen von außen angestrebte Demontage des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, dessen Bedeutung für die Demokratie der moderate „Umweltsau“-Kritiker Armin Laschet in der „Zeit“ eigens noch einmal hervorhob, nicht von innen mitbetrieben, indem sie ihren Laden hermetisch gegen jede Kritik versiegeln. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist nicht nur für sie, er ist für alle da. Er wird von allen bezahlt, er soll im Auftrag aller und nicht einer bestimmten Gruppe senden. Nicht nur einem Ministerpräsidenten steht Kritik an dieser Institution zu, ohne in einem Atemzug mit Nazis genannt zu werden. Ein Intendant muss sich nicht mit dem größten Blödsinn identifizieren lassen, den Mitarbeiter im Netz verbreiten und dabei „privat“ tun, was sie nicht sind. Und es muss dem WDR-Chef Buhrow möglich sein, Selbstkritik zu üben, ohne dass ihm dies als Dolchstoß ausgelegt wird.

Auf der Straße in Köln trafen sich in der Nähe des WDR am Samstag ein paar Dutzend versprengte „Rechte“ und ein paar hundert Gegendemonstranten des Bündnisses „Köln gegen Rechts“, zu dessen Kundgebung auch Verdi und der Deutsche Journalisten-Verband geladen hatten. „Nazis raus“ und „gegen Nazipropaganda“ skandierten die Protestierenden. „Das hört sich gut an“, schrieb die Gewerkschaftsgruppe „Verdi im WDR“ dazu bei Twitter. Gut hört sich so etwas schon an – wenn es die Richtigen trifft und nicht alle, die sich zu „Omagate“ mit Kritik zu Wort gemeldet haben. Von derlei Zuspitzung haben nur diejenigen etwas, die sie betreiben. Der Demokratie nützen sie damit, um es vorsichtig zu sagen, nicht.

MICHAEL HANFELD

Geständnisse an die geheime Muse

Die Universität Princeton hat Briefe von T. S. Eliot an Emily Hale der Forschung zugänglich gemacht. Dagegen protestiert der Dichter aus dem Jenseits.

Von Gina Thomas, London

Das Bedürfnis, selbst aus dem Grabe das Urteil der Nachwelt zu lenken, kennzeichnet ein romantisches Drama, das sich dieser Tage, mehr als fünfzig Jahre nach dem Tod der Protagonisten, in Princeton und Harvard entfaltet und in der Literaturwissenschaft noch lange nachwirken dürfte. Gegenstand der Handlung ist die innige Freundschaft des mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Dichters T. S. Eliot mit der amerikanischen Schauspiellehrerin Emily Hale. Eliot hatte sie wohl 1912 im Hause seiner Tante kennengelernt, in dem er oft verkehrte, als er in Harvard Doktorand der Philosophie war. Bevor er 1914 nach Europa aufbrach, erklärte er der drei Jahre jüngeren Frau seine Liebe. Sie konnte sie damals jedoch nicht erwidern. 1915 ging er in England die verheerende Ehe mit der labilen Vivienne Haigh-Wood ein. Aus einem Brief, den er 1925 an den mit Katherine Mansfield verheirateten Schriftsteller John Middleton Murry schrieb, geht hervor, dass die Liebe zu Emily Hale keineswegs erloschen war. Er gestand Murry sein „Begehren für das, was ich nicht haben kann, für jemanden, den ich nicht sehen kann“. Wenig später erneuerte er die Freundschaft mit Emily Hale. Die beiden besuchten sich gegenseitig und führten einen regen Briefwechsel über den Atlantik. Als Eliots Frau, von der er seit 1933 getrennt lebte, 1947 starb, war Emily Hale enttäuscht, dass der Dichter sie nicht heiraten wollte. Die Freundschaft zerbrach schließlich zehn Jahre später an Eliots zweiter Ehe mit seiner Sekretärin Valerie Fletcher.

Die biographischen Begebenheiten sind in Umrissen bekannt, doch hat sich die Eliot-Forschung bislang weitgehend auf Spekulationen über die Bedeutung der Beziehung für das Werk beschränken müssen. Denn Eliot hat die Briefe seiner Muse Hale vor seinem Tod von einem Kollegen verbrennen lassen. Sie gingen über die mehr als 1100 Briefe, die sie zwischen 1930 und 1956 vom ihm erhalten hatte, 1956 der Universität Princeton mit der Auflage, dass sie erst fünfzig Jahre nach Eliots oder ihrem Tod, je nachdem, welches Datum später falle, eröffnet werden dürften. Eliot starb im Januar 1965. Emily Hale überlebte ihn um fast fünf Jahre. Zwei Tage nach ihrem 50. Todestag wurde am 14. Oktober vergangenen Jahres bei einer kleinen Feier in der Bibliothek von Princeton das Kupferband um die zwölf



Innige Freundschaft: Der Dichter T. S. Eliot und Emily Hale posieren 1946 für ein Familienfoto in Vermont (oben). Mehr als tausend Briefe, die Eliot an Hale schrieb, künden von Gefühlen, von denen er sich später distanzierte.

FOTOS PRINCETON/AP

versiegelten Holzkisten zerschnitten, in denen die Briefe im Depot verwahrt worden waren. Die in braunes Papier gewickelten Bündel, von denen sich nach den

Worten der dort anwesenden Literaturwissenschaftlerin und Dichterin Susan Stewart die Forschung Antworten auf „eines der faszinierendsten Rätsel des

Modernismus“ erhoffen, wurden zunächst einmal auf ihren Zustand geprüft und digitalisiert. Am 2. Januar sind sie endlich zugänglich gemacht worden.

Berichten über die ersten Sichtungen zufolge werden die Erwartungen nicht enttäuscht. Die Anglistin Frances Dickey, Präsidentin der T.-S.-Eliot-Gesellschaft, hat versprochen, in einem Blog die wesentlichen Aussagen der Reihe nach wiederzugeben. Die Briefe sind bis 2025 urheberrechtlich geschützt, so dass nur beschränkt zitiert werden darf. Den Zusammenfassungen ist nicht nur die Intensität des Gefühls für Emily Hale zu entnehmen, sondern auch, wie seine Biographen längst vermutet hatten, ihr Einfluss auf sein Werk, insbesondere das erste Gedicht der „Vier Quartette“ sowie „Aschermittwoch“ und jene Passage aus dem „Öden Land“ über das „Hyazinthenmädchen“, in die Eliot ein Zitat aus „Tristan und Isolde“ eingeflochten hat. Er hatte Wagners Oper gemeinsam mit Emily Hale gehört.

Während sich an jenem Morgen eine kleine Gruppe von Forschern und Journalisten pünktlich zur Eröffnung in Princeton einfand, um sich auf die Briefe zu stürzen, feuerte Harvard im Auftrag Eliots eine postume Kanone ab. Erzürnt über den Entschluss Emily Hales, seine Briefe der Bibliothek von Princeton zu schenken, hatte der Dichter 1960 ein Schreiben verfasst und 1963 noch einmal überarbeitet, in dem er die Beziehung aus seiner Sicht darstellte. Er trug seinem Nachlassverwalter auf, das Dokument zu veröffentlichen, sobald seine Korrespondenz mit Emily Hale publik gemacht werde. Ihm sei zu Ohren gekommen, dass Fräulein Emily Hale seinen Briefen einen Kommentar beigelegt habe oder beifügen wolle. Deswegen erscheine es ihm als notwendig, sich ein eigenes Bild der Hintergründe und seiner jetzigen Einstellung zu Protokoll zu geben.

Es ist ein Dokument von atemberaubender Kleinlichkeit, worin er Emily Hale unter anderem unterstellt, Briefe aus der Zeit nach 1947, dem Todesjahr seiner ersten Frau, womöglich zu untersuchen, weil sie von einem ganz anderen Gefühl getragen worden seien. Eliot behauptet, damals sei ihm klargeworden, dass er sich selbst betrogen habe und bloß in die Erinnerung an die jugendliche Erfahrung verliebt gewesen sei. Es sei „die Liebe eines Geistes für einen Geist“ gewesen. Eliot bemängelt, dass Hale wenig Interesse an seiner Dichtung gezeigt habe, und behauptet, schon vorher beunruhigt gewesen zu sein, über Zeichen von mangelnder Sensibilität und schlechtem Geschmack“. Seine erste Ehe habe ihn fast das Leben gekostet, doch habe sie den Geisteszustand erzeugt, dem „Das öde Land“ entspringen sei, und ihn davor bewahrt, als Philosophie-Dozent nach Amerika zurückzukehren. „Emily hätte den Dichter in mir getötet“, meint Eliot. Außerdem hebt er hervor, er habe „zu keinem Zeitpunkt ein sexuelles Verhältnis zu Emily Hale“ gehabt. Es ist zu vermuten, dass Eliot diese Zeilen seiner zweiten Frau zuliebe schrieb, um zu verhindern, dass sie beunruhigt würde über die Briefe an Hale. Diese scheint einen würdigeren Kommentar hinterlassen zu haben. Sie stellte der Nachwelt mit den Worten „grundlegende Wahrheit ist ein unschätzbares Vermächtnis in der gelehrten Welt“ anheim, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Meisterin

Die Schauspielerin Veronika Fitz ist tot

Mit einer Rolle erlangte die Schauspielerin Veronika Fitz nationale Berühmtheit. Sie war „Die Hausmeisterin“ in der gleichnamigen Serie des Bayerischen Rundfunks. Ihre Auftritte in der ZDF-Serie „Forsthaus Falkenau“ festigten ihre Beliebtheit beim Publikum. Zuletzt stand sie 2010 in dem Film „In aller Stille“, zu dem ihre Tochter das Drehbuch geschrieben hatte, vor der Kamera.

Ihre Hauptrolle in der Serie „Die Hausmeisterin“ spielte sie an der Seite von Helmut Fischer und Ilse Neubauer. Fitz verkörperte die Hausmeisterin Martha Haslbeck, die sich nach 25 Jahren Ehe von ihrem Mann – gespielt von Fischer – trennt. Die Serie lief von 1987 bis 1992 in der ARD. Für ihre Darstellung erhielt Fitz den Grimme-Preis.

Als achttes Kind wurde Veronika Fitz 1936 in eine Künstlerfamilie aus Dießen am Ammersee hineingeboren. Ihr Vater war Bühnenautor, ihre Mutter Opersängerin. Nach ihrer Ausbildung an der Otto-Falckenberg-Schule war Veronika Fitz in den siebziger Jahren Ensemblemitglied an den Münchner Kammertheatern. Auch am Münchner Volkstheater und am Bayerischen Staatsschauspiel stand sie auf der Bühne. Gastauftritte führten sie ans Wiener Burgtheater und zur Berliner Schaubühne. Im Lauf ihrer Karriere konzentrierte sich Fitz immer mehr auf Fernsehproduktionen. Schon 1956 stand sie im Film „Die Geierwally“ vor der Kamera. Es folgten die Fernsehserien „Funktstreife Isar 12“, „Königlich Bayerisches Amtsgericht“ sowie unzählige Fernsehfilme.

In einem Interview erzählte Fitz, dass sie zu Beginn ihrer Karriere in ihr Tagebuch geschrieben habe: „Lieber Gott, sollte ich jemals berühmt werden, dann bitte ganz langsam.“ Am vergangenen Donnerstag ist Veronika Fitz im Alter von 83 Jahren gestorben.

dpa/F.A.Z.



Veronika Fitz (1936 bis 2020) Foto dpa

Wagners Vision vom Festspielhaus

Das frühere Deutsche Theater in Riga soll ein internationales Musikzentrum werden / Von Josef Oehrlein, Riga

Es waren nur zwei Jahre, in denen Richard Wagner in der heutigen Hauptstadt Lettlands, dem damals zu Russland gehörenden Riga, als Kapellmeister am Deutschen Theater wirkte. Er hat dort von 1837 bis 1839, offensichtlich eher gelangweilt, das gängige Opernrepertoire bedienen müssen. Zugleich aber erhielt er wichtige Impulse für sein Schaffen. Ihn faszinierten an dem Haus das nach Art eines Amphitheaters ansteigende Parkett, der abgedunkelte Zuschauerraum mit Fokus auf die beleuchtete Szenerie und das teilweise unter der Bühne verdeckt untergebrachte Orchester. Diese Besonderheiten des Rigaer Theaters beeindruckten Wagner und beeinflussten seine Vorstellungen von einem eigenen Musiktheaterbau, wie er ihn später in Bayreuth verwirklichte.

Auch die künstlerische Entwicklung Wagners erhielt in Riga entscheidende Anstöße. Neben dem Opernbetrieb gestaltete er eine eigene Konzertsreihe, vor allem mit Werken Wolfgang Amadeus Mozarts und Ludwig van Beethovens, er arbeitete an seiner ersten großen Oper, „Rienzi, der letzte der Tribunen“. Und bei seiner abenteuerlichen Flucht aus Riga vor den Gläubigern hatte der notorisch überschuldete Wagner in aufgewühlter See seine Eingebung, aus den Eindrücken von der stürmischen Meeresfahrt eine Oper zu gestalten. Es wurde der „Fliegende Holländer“.

Das Deutsche Theater in Riga war auch jenseits von Wagner ein von der deutschen Kultur geprägtes Zentrum. Franz Liszt, Clara Schumann und andere renommierte Musiker aus dem deutschsprachigen Raum gastierten dort. Der deutsch-baltische Baron Otto Hermann von Vietinghoff hatte den palastartigen Komplex als privater Investor in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts

errichten lassen, geplant hatte ihn der deutsche Architekt Christoph Haberland. Als das neue Opernhaus in Riga 1862 seinen Betrieb aufnahm, verlor das Deutsche Theater an Bedeutung. In der Sowjetzeit wurde es als „Wagnersaal“ mit neuen Einbauten versehen und für diverse kulturelle Zwecke genutzt, als Bibliothek, Tanzsaal und Musikklub.

Seit einundhalb Jahrzehnten ist das Haus geschlossen, weil sich Risse und andere, zum Teil gravierende Mängel zeigten. Es schien dem Verfall preisgegeben. Wiederholt gab es Versuche, den Bau zu sanieren und ihn neu zu beleben, doch blieb das Projekt in Rigaer Kommunalquerelen stecken, vor allem fehlte es am Geld. Priorität hatte zudem das Vorhaben, der Stadt einen großen Konzertsaal zu beschreiben. Der „Wagnersaal“ eignet sich nicht für diesen Zweck, obwohl sich hinter der unscheinbaren Fassade an der Richard-Wagner-Straße ein großer Gebäudekomplex aufbaut. Er beherbergt eine Vielzahl mittelgroßer Räume, manche von herrschaftlichem Charakter. Doch ein Saal für Konzerte und andere Veranstaltungen lässt sich in dem Haus allenfalls für etwa vierhundert Besucher unterbringen.

Riga hat, abgesehen von der Großen Gilde, noch immer keine Konzerthalle, aber jetzt kommt Schwung in das Projekt Wagnersaal. Treibende Kraft ist der frühere lettische Ministerpräsident Maris Gailis, Vorsitzender der Rigaer Richard-Wagner-Gesellschaft. Er hat eine ganze Reihe von Persönlichkeiten von der Notwendigkeit überzeugt, das Haus vor dem Verfall oder gar Abriss zu retten. Als Verbündete hat er bereits den amtierenden lettischen Präsidenten Egils Levits, die Wagner-Urenkelin Eva-Wagner Pasquier, die im deutsch-baltischen Austausch engagierte Bundestagsabgeordnete Elisabeth Motschmann und den Pro-

jektmanager Konrad Winckler ebenso in Boot wie deutsche Wagnerverbände, vor allem auch einige Sponsoren, die sich bei der Finanzierung des Wiederauf- und -ausbaus engagieren wollen.

Inzwischen hat man klare Vorstellungen, wie der Gebäudekomplex genutzt werden kann: als ein musikalisches Kulturzentrum mit wiedergestelltem Theatersaal, einem Museum sowie Räumen für Se-

minare und die Begegnung von jungen Musikern mit Koryphäen ihres Fachs in einem internationalen Stipendienprogramm. Der aus Riga stammende Geiger Gidon Kremer würde gern in dem Haus ein Büro unterhalten und Meisterklassen anbieten. Das Zentrum soll aber auch für die Öffentlichkeit zugänglich sein. Der wiederhergestellte Saal wäre für Kammerkonzerte und Opernaufführungen mit kleiner Besetzung, etwa von Werken aus der Barockzeit geeignet, das Museum könnte sich zum Magnet für die vor allem von Kreuzfahrtschiffen nach Riga strömenden Touristenscharen entwickeln.

Noch befindet sich der dreistöckige, auf bis zu fünf Etagen erweiterbare Gebäudekomplex mit einer Gesamtfläche von fünftausend Quadratmetern im Besitz der Stadt Riga, er soll aber unter Nutzungsaufgaben an die örtliche Wagner-Gesellschaft übergeben werden, ein entsprechendes Gesetz steht vor der Verabschiedung. Für die Sanierung und den Ausbau werden 25 Millionen Euro veranschlagt, für die Ausstattung und Folgekosten noch einmal etwa zehn Millionen. Das Fundraising ist im Gange. Gailis zeigte sich im Gespräch mit dieser Zeitung zuversichtlich, mit den Sanierungsarbeiten in ein oder zwei Jahren beginnen zu können. Das Musikzentrum könnte dann 2024 eröffnet werden.

Derzeit ist das Vorhaben weitgehend ein baltisch-deutsches Projekt. Angesichts der Bedeutung Wagners müssten sich freilich auch Brüssel und überhaupt die europäischen Länder für den Erhalt des Kulturpalastes und dessen Nutzung engagieren. Nichts wäre schlimmer, als wenn das Haus dem Kommerz anheimfiele. Traurig die Vorstellung, dass dort, wo Wagner zwei wichtige Jahre seines Künstlerlebens verbrachte, ein Shoppingcenter einziehen könnte.



Künstlerlabor: Blick in einen Saal des Rigaer Deutschen Theaters

Foto dpa